



Stefan Traxler

EIN MUSEUM PLANEN UND REALISIEREN ZU DÜRFEN

Beziehungen und Betrachtungen eines Architekten

Ein Museum planen und realisieren zu dürfen, ist für jeden Architekten ein Traum. Vermutlich gibt es nichts Erfüllenderes als eben diese Planungsaufgabe. Dies gen Ende der beruflichen Laufbahn machen zu dürfen, umso mehr. Dies in einer Stadt umsetzen zu dürfen, die als Zufluchtsort und gleichzeitig Startpunkt einer künstlerischen Karriere des eigenen Vaters Hans Traxler diente, ist ein weiterer, besonderer Glücksfall.

Diesen Auftrag in einem offenen Wettbewerb mit über 250 Teilnehmern zu gewinnen, ist fast schon unglaublich und äußerst selten in einer Architektenkarriere.

Umso mehr hat unser Büro und auch mich persönlich die lange Zeit ablehnende, teilweise auch feindselige, auf jeden Fall polemische Gegenstimmung, vor allem in der Regensburger Bevölkerung durchaus getroffen. Von Aussagen „da haben sie wohl noch die Flak auf Ihrem Bunker vergessen, Herr Architekt“ in den sozialen Medien bis hin zu Titeln wie „Dunkelkammer“ in der seriösen Tagespresse gab es reichlich Gegenwind.

Bis zur Eröffnung. Dann drehte sich das Meinungsbild, sowohl in den nach wie vor hochschäumenden Chats als auch in der Presselandschaft. Nun war von einem „Guten Museum“ die Rede, selbst der Stern attestierte „Sympathie“ und schrieb zu Recht, dass sich an diesem Projekt die Grundsatzfrage nach dem Umgang mit Urbanität und dem Umgang mit historischen Befunden stellte.

Kein Bilbao-Epigone

Schließlich stellte die Bauwelt als Vertreter der Fachpresse den hessischen Architekten ein gutes Zeugnis aus – auch in der Rolle, dem bayerischen Überschwang der Selbstüberzeugung ein bisschen regulierende Sachlichkeit entgegen zu setzen.

In diesem Sinne bin ich davon überzeugt, dass wir so ziemlich alles richtig gemacht haben.

Selbstredend ist dieses Haus keines, was sich hochgeschminkt als Bilbao-Epigone geriert, das soll es auch nicht. Es soll eher auf leisen Sohlen langsam, aber stetig in das Leben der Regensburger Stadtgesellschaft eintreten, ohne Aufdringlichkeit, aber mit vielen Angeboten.



*Die Stadt und der Fluss –
Starke urbane Struktur*
Foto: Ralf Thimm

Die Anzeichen mehren sich, dass dies auch gelingt. Das Wirtshaus ist gut besucht, die Dauerausstellung vom Haus der Bayerischen Geschichte vermeldet nach nicht einmal zwei Monaten der Öffnung bereits 200 000 Besucher. Das ist weit mehr als die gesamte Einwohnerzahl von Regensburg.

In diesem Sinne könnte das Museum eine Etikettierung bekommen, die modisch, aber hier anders gemeint ist: nämlich Nachhaltigkeit. Wir verstehen diesen Begriff als soziale, gesellschaftliche Nachhaltigkeit, die im besten Fall dazu führt, dass ein solches Bauwerk als ganz normaler, und benutzter Stadtbaustein wahrgenommen wird. Fernab von architekturtheoretischer Diskussion und feinsinniger Deutung der Fassade entweder als eleganter Nadelstreifenanzug, Parkhausverkleidung oder eben transformierte Strebenarchitektur des gotischen Doms. Letztlich ist diese Art der Debatte weniger von Belang. Von Be-

deutung ist nur der gesellschaftliche Wert dieses Hauses, der sich nicht in vier Wochen, sondern eher in vier oder 40 Jahren beurteilen lässt.

Da bin ich aber recht optimistisch. Auch wegen eines gelassenen Rates aus der Kirche. Der Satz des evangelischen Regionalbischofs Dr. Hans-Martin Weiss – hier sinngemäß wiedergegeben – beim Pre-Opening, ein Jahr vor der Eröffnung, war weise: „Lassen Sie die mal reden, wir in Regensburg brauchen genau das; einen Anstoß und Impuls in Richtung Modernität und 21. Jahrhundert. Das wird schon, Sie werden es sehen ...“

Recht hatte er.

Regensburg und Frankfurt

Mein erster Kontakt zur Stadt Regensburg muss ungefähr im Jahr 1964 gewesen sein. Da war ich sechs Jahre alt, meine Eltern sind mit uns Kindern gemeinsam zum Onkel

Castra Regina und Domstruktur

Foto: Frank Blümker



Frankfurt am Main: der Bau der U-Bahn, 1966, eine Stadt ohne Idee zur Identitätsbildung

Bundesarchiv_B_145_Bild-F022878-0007_Frankfurt-Main_Bau_der_Untergrundbahn, Foto: Engelbert Reinecke 1966



Fritz nach Regensburg gefahren. Um diesen Onkel rankten sich die wildesten Geschichten; ein Frauenheld sei er, ein eher unglücklich agierender Geschäftsmann, der aber immer wieder auf die Füße falle. Zu dem Zeitpunkt als wir ihn besuchten, war er gerade Geschäftsführer eines kleinen örtlichen Supermarktes geworden. Das kam mir damals großartig vor, ein Verwandter, der ein Geschäft mit richtigen Angestellten führte. Was an diesem Lebens-

entwurf unglücklich oder gar unangemessen sein sollte, konnte ich nicht erkennen.

Vor allem sein Hang zu schnellen Autos, natürlich aus bayerischer Produktion, beeindruckte ein Kind, das von seinem Vater das Understatement englischer Fahrzeuge wie eines Austin-Morris 1100 oder diverser Minis gewohnt war. Ein Understatement, das vor allem darin bestand, bei Regenwetter zu streiken und grundsätzlich im Komfort weit den Festlandautos hinterherzuhinken. Warum ausgerechnet ein britisches Fahrzeug Probleme mit Regenwasser hatte, wollte mir nie besonders einleuchten. Insofern war dann auch der Auftritt von Onkel Fritz mit seinen schnellen BMWs, deren Tachos über 200 km pro Stunde anzeigten, ein Beweis für seine erfolgreiche Lebensführung. Auch seine damalige, starken oberpfälzischen Dialekt sprechende, in meiner Erinnerung sehr schöne Frau bestärkte mein Gefühl, dass sich vielleicht nicht nur die Person des Onkels, sondern die ganze Region in einem Zustand des ‚Vorhofes zum Paradies‘ befand. Unsere Besuche in der Stadt, mein Onkel wohnte etwas außerhalb in Sichtweite der Donau, setzten diesem Gefühl dann die Krone auf. Stellen wir uns die Stadt Frankfurt in den 1960er Jahren vor. Eine Stadt mit dem denkbar schlechtesten Ruf in ganz Deutschland. Keine schönen Hochhäuser, sondern ein zwar politisch vitaler, aber architektonisch ungestalter Ort, kein Unicampus, sondern ein Flickenteppich aus Kriegsresten und den modernen Bauten eines Ferdinand Kramer, kilometerlange horizontale Schneisen für die im Bau befindliche U-Bahn, eine Stadt ohne Idee zur Identitätsbildung in Gänze.

Und dann Regensburg. Vermutlich war das für mich auch die Initialzündung, den Beruf des Architekten zu ergreifen. Wie schön musste es sein, eine solche Stadt mitgestalten zu dürfen, sich in solch klaren und stimmigen Strukturen zu bewegen und dort sogar leben zu dürfen.

Dass mein Onkel seine diversen BMWs, ich glaube es war auch einmal ein Mercedes mit attraktiv vertikal angeordneter Geschwindigkeitsmessung dabei, regelmäßig in schwere Unfälle verwickelte, sein Bein von Unfall zu Unfall kürzer wurde, dass die Ehe mit der blonden Schönheit und auch die anderen nicht von Dauer waren, dass er am Ende seines Lebens viel zu früh starb, konnte mein Bild vom perfekten Bayern nicht wirklich trüben. Dass mein Vater bei der Trauerfeier dem örtlichen, floskelhaften Pfarrer das Wort entzog und eigene persönliche Worte für seinen Bruder fand, umso mehr.

Mir schwante in gewisser Vorahnung damals bei dieser Trauerfeier, dass wir Frankfurter mit unserem Umfeld aus philosophischer Frankfurter Schule, der satirischen Neuen Frankfurter Schule, den Häuserkämpfen, der Geburtsstätte der Grünen, ja sogar der schlimmen Zeit der RAF als Irrweg der 68er-Generation wahrscheinlich etwas besser können als andere, nämlich kritisch reflektieren und stets einen Weg zu etwas Neuem und Aufbrechendem suchen. Das kann Frankfurt, und darauf darf man auch ein bisschen stolz sein.

Aber natürlich ist Regensburg die lieblichere und die angenehmere Stadt, die dem Auge schmeichelt. Allerdings scheint mir, dass ihr ein bisschen Widerrede ganz gut tun würde. In Frankfurt sind wir Härten und Disharmonien gewohnt, in diesem Kontext wachsen wir auf und schätzen ihn auch. Nur: Dieses Gefühl des Widerspruches und der Gegensätze darf nicht überhand nehmen, es braucht dennoch eine Adaption des Tradierten und Gewohnten, es braucht vor allem ein klares Statement, wo eine Stadt hin will. Dies geht nur mit einer starken politischen Führung. Alleine die Meinung der Bürger hilft hier wenig. Wenn dem so wäre, hätte es in Frankfurt wohl kaum das Museumsufer, den Hochhausrahmenplan und zuletzt den wunderbaren neuen Campus rund um den

geschichtsträchtigen Poelzigbau (das ehemalige IG-Farben-Haus) gegeben.

Frankfurts kritische, selbstreflektive Haltung stünde auch Regensburg ganz gut, umgekehrt haben wir mit dem sogenannten Wiederaufbau der Frankfurter Altstadt die Qualitäten einer mittelalterlichen Struktur als Basis der neuen Mitte endlich auch begriffen. So wie Regensburg es uns vorgemacht hat.

Vor diesem Hintergrund möchte ich gerne unseren Entwurf für den Neubau des Museums der Bayerischen Geschichte beleuchten. Denn der bewegt sich genau in diesem Spannungsfeld zwischen respektvoller Geschichtsbezogenheit und aufbrechender Vorwärtsbewegung.

Dass dies Ambivalenzen erzeugt, ist unserem Anspruch an das Projekt innewohnend.

Projekt Haus der Bayerischen Geschichte

Bei meinem ersten Besuch während der Wettbewerbsphase 2013 am Bauplatz, dem noch viele weitere folgen

*Lageplan des Museumskomplexes, projiziert auf den Urkatasterplan von 1811, mit dem alten Siedlungsbereich um den Hunnenplatz und die Eschergasse
wärmer traxler richter planungsgesellschaft mbh*



sollten, äußerte der Taxifahrer Befremden über das Ansinnen des Freistaates, den schön zentral gelegenen Parkplatz am Donaumarkt mit einem Museum zu bebauen. Was bringt uns das, was kostet uns das, und wo werden wir die Autos zukünftig parken? Das waren die drängenden öffentlichen Fragen, die uns fortan sechs Jahre bis zur Einweihung des Museums begleiteten.

Tatsächlich beschäftigten uns natürlich ganz andere Themen. Was kann man aus dem antiken Legionslager Castra Regina, wie kann man aus der mittelalterlichen Stadt lernen? Was macht die Qualität dieser Struktur aus? Wie kann man sie kontextuell übertragen, dabei in unsere Zeit transformieren und ein funktionierendes Haus entwerfen? Verstehen, transformieren, einbauen – das waren unsere wesentlichen Entwurfsthemen und Aufgaben.

Was haben wir denn nun eigentlich verstanden? Es gibt etwas, das anerkanntermaßen schlecht in einem neuen Gebäude zu simulieren ist. Daran sind schon Generationen

Dom und Museum im Dialog

Foto: Frank Blümner



von Stadtplanern gescheitert: Urbanität nachzubauen. Urbanität braucht Zeit. Sie ist ein evolutionärer Prozess. Sie entsteht durch Wandlung, Benutzung und Aneignung durch Menschen, auch durch sukzessive Anpassung an den Bedarf. Gebäude mit einem höheren Flexibilitätsgrad oder einem höheren Ordnungsgrad – im Allgemeinen die wichtigen öffentlichen Gebäude – überstehen solche Phasen meist unverändert und bilden Festpunkte in der Stadt. Gebäude mit geringerwertiger Nutzung – im allgemeinen Wohn- oder Geschäftshäuser mit geringerem Ordnungsgrad – passen sich der Zeit und deren Bedürfnissen an. Daraus entsteht ein Stadtbild. Es gibt vertraute, starke Bilder, die sich jahrhundertlang nicht verändern, und es gibt die profanen Gebäude, die sich, allerdings innerhalb einer vorgegebenen Ordnungsstruktur, relativ frei entwickeln. Dazwischen gibt es natürlich allerlei Zwischentöne.

So ist es auch in Regensburg. Basierend auf der sehr starken Stadtstruktur, die sich als Hybrid der römischen und mittelalterlichen Basis noch gut nachvollziehen lässt, füllt sich das Gerüst mit unzähligen Gebäuden, die bestimmten Regeln in Bezug auf Materialität, Maßstab und Dachformen folgen. Über all dem thron – als wichtigstes Gebäude in der Stadt – der Dom, immer in der Lage, Orientierung und Leitung zu bieten. Dabei geht es zunächst um die baulichen Strukturen. Ein gesellschaftlicher Bedeutungsverlust des Glaubens und der Kirche würde hier allerdings einen Konflikt heraufbeschwören, würde dann doch eine Kluft zwischen Relevanz und Erscheinung entstehen. Das muss man abwarten. In meiner Heimatstadt hat sich dieser Wandel vollzogen, die signifikantesten Gebäude sind die Skyscraper der Finanzwelt, der Dom ist eher ein Markierungsbaustein des Nukleus der historischen Stadt. Aber immerhin, das leistet er.

Das Museum ist als sehr wichtiger Bau des Freistaates Bayern in der Hierarchie der inhaltlich bedeutenden Re-



gensburger Gebäude neben dem Alten Rathaus und dem Schloss St. Emmeram unmittelbar hinter dem Dom einzuordnen. Es sollte ihn deswegen nicht überragen, weder baulich noch zeichenhaft; aber auch nicht duckmäuserhaft als Teil einer profanen Altstadt auftreten.

Das war der entscheidende Gedanke. Das Museum ist wichtig, es muss auch einzigartig und wichtig erscheinen, aber es muss sich den Regeln der gewachsenen Stadt unterwerfen. Und es muss so neutral und flexibel sein, so dass die Stadtgesellschaft durch sukzessives Aneignen das Bild des Hauses erst entstehen lässt. Aus diesen Gedanken verbot es sich, ein Gebäude mit hoher Eigenwilligkeit zu entwerfen, bewusst zu dem Preis, dass sich flächendeckende Akzeptanz eben erst in den Jahren der Nutzung und Übernahme durch die Menschen entwickeln kann. Im evolutionären Prozess – so entsteht echte Urbanität. Genau wegen des öffentlichen Ranges dieses Hauses ist nun ein weiterer Schritt, nämlich die Abstraktion des Vorgefundenen wesentlich. Nicht nur Weiterbauen, Kopieren und Nachahmen, sondern starke und vertraute Bilder so-

weit abstrahieren, dass sie einen hohen Grad der gedanklichen Unabhängigkeit erreichen, der überhaupt erst die Wichtigkeit des Gebäudes transportiert.

Tragfähige und für Verschlüsselung geeignete Elemente sind Weite und Enge, Gassen, Unterschnitte, Durchblicke in die Stadt, Durchblicke in den Flussraum, Oberflächen mit grobem Kalkputz, geneigte Dachflächen und natürlich die grundsätzliche Höhenentwicklung und Maßstäblichkeit der Volumetrien.

All dies haben wir angewendet.

Dem Ort gerecht werden

Und es gibt noch etwas anderes. Nämlich die grundsätzliche Zielsetzung, ein sehr gut funktionierendes Gebäude zu planen. Die Ansprüche des Hauses der Bayerischen Geschichte waren bereits in der Wettbewerbsphase klar formuliert. Und Credo eines Architekten muss es sein, einerlei ob er ein Wohnhaus, ein Krankenhaus oder eben ein Museum entwirft, dass dieses Gebäude für seine Nutzer die optimale Grundlage ihres Tuns bildet. Ein Haus

Das Bauwerk als Skulptur
Foto: Ralph Thimm



links:
Das durchsteckte Foyer als
Verbindung zwischen Fluss und
Stadt greift den Hunnenplatz auf.
Foto: Frank Blümer

Mitte:
Der Raum vom Foyer zur
Bavariathek als Reminiszenz
an die Eschergasse
Foto: Frank Blümer

rechts:
Spiegelungen
Foto: Frank Blümer



hat immer eine Funktion – sonst wäre das Gebäude eine Chimäre. Auf diese Weise ist jedes Gebäude ganz regelhaft ein Funktionsbau.

Hierbei ist allerdings immer daran zu denken, dass sich Nutzer und Nutzungen ändern. Flexibilität und Wandlungsfähigkeit sind demnach wesentliche Kriterien für eine wirklich nachhaltige Architektur. Hier sind wir auch wieder bei dem Thema der Herkunft und Entstehung von Urbanität.

Wie haben wir nun die Aspekte des architektonischen Leitkonzeptes mit den funktionalen Aspekten vereint? Dazu zwei Beispiele. Zunächst der zentrale Ort des Museums, die Eingangshalle. Mit der Wiederaufnahme des historisch überlieferten Grundrisses des Hunnenplatzes, der bereits im Mittelalter als Bindeglied zwischen dem

Fluss- und Stadtraum diente, konnten wir gleichzeitig einen zentralen Empfangsort für das Museum schaffen, von dem sämtliche Bereiche erschlossen werden. Der ehemalige Stadtplatz wird so zum inneren Forum mit eigenständigen Adressbildungen – ähnlich den Eingängen in die ehemals dort stehenden Gebäude. Das Forum ist weder Innen- noch Außenraum, seine architektonische Ausbildung mit Fenstern und Faschen, mit grob geriebbem Außenputz und niemals orthogonal verlaufenden Wänden soll irritieren, auf die Geschichte des Ortes verweisen, aber gleichzeitig auch den zentralen Kommunikationsraum des Hauses bilden. Dass an dem ehemaligen Brunnenstandort des Hunnenplatzes nun der „Bayernlöwe“ vom Oktoberfest platziert ist, ironisiert diese Konzeption und stärkt damit das Nachdenkliche.

Alle Details sind sparsam und einfach im Sinne der Transformation ausgeführt, allein die Faschen der Tür- und Fensteröffnungen sind bildnerisch eher überhöht und werden zum durchlaufenden Gestaltungselement des ganzen Hauses. Sie finden sich im Innenraum an den wesentlichen Zugängen, aber auch an den Außenfassaden der Bavariathek und an der Einfassung des Domfensters. Weitere städtische Elemente wie der ebenfalls in den Museumsgrundriss einverlebte Verlauf der ehemaligen Eschergasse, die über diese Gasse gespannten Brücken und die bewusst gesetzten Unterschnitte zur Aufweitung der Erdgeschosszonen lassen den alten Genius Loci spürbar werden, ohne sie exakt nachzuformen.

Zweites Beispiel ist die Topographie des eigentlichen Ausstellungsgeschosses direkt unter der gefalteten Dachlandschaft. Die Höhenentwicklung dieser Ebene hat sich einerseits aus den konkreten Höhenanforderungen der Exponate ergeben, andererseits aus den Anschlussbedingungen der angrenzenden Bestandsgebäude. In der Ostengasse wurde der kleine Maßstab von rhythmisiert angeordneten Bürgerhäusern aufgenommen; dort beginnt die Ausstellung in einem eher niedrigen Raum, ausstaffiert mit Gemälden aus der napoleonischen Zeit. Zur Donau hin sollte sich das Haus selbstbewusst zeigen; hier ist mit dem Landtagsteppich der höchste Punkt der Dauerausstellung und außen der höchste Punkt des Gebäu-



*Museale und städtische
Topografie im Einklang*
Foto: Frank Blümner



*links:
Selbstbewusster Akzent: Der neue
End- oder Anfangspunkt der
Ostengasse gegenüber des
Kolpingshauses setzt das alte
Nachbargebäude in der Höhe
und im Rhythmus fort.*

Foto: Frank Blümmler

*rechts:
Linienspiel*

Foto: Frank Blümmler

des markiert. Aus der Analyse der Aufgabe und den Bedingungen der Umgebungsmaßstäbe hat sich somit eine unverwechselbare Dachlandschaft entwickelt.

Alles – und das ist für den Prozess der Transformation enorm wichtig – unterliegt den analysierten Prinzipien der „alten Stadt“, wird aber in der Ausprägung und Detaillierung so stark überformt, dass es eben nicht als Weiterbauen, sondern als eigenständige Erfindung gewertet werden kann. Den Wurzeln, die weit in die Vergangenheit der Stadt reichen, werden hier Flügel für deren Zukunft gegeben.

In diesem Sinne ist das ganze Gebäude in seiner Volumetrie als Skulptur aufgefasst. Struktur und Farbgestaltung dieser Fassade wurden als Unikat entwickelt. Aufgabe der Detaillierung war es, das skulpturale Erscheinungsbild des Gebäudekörpers zu untermauern. Die fein rhythmisierende, vertikale Textur überdeckt konsequent die Fassadenöffnungen zur Wahrung dieses Eindrucks. Ausnahmen bilden die Öffnungen zur Stadt und Donau hin sowie das für das Gebäude identitätsstiftende, große

Fenster zum Dom, das von außen einen gezielten Einblick ins Museumsinnere bietet. Die Fassade reagiert mit ihren unterschiedlichen Geschlossenheitsgraden auf die Anforderungen der Nutzung des Museums. Durch den wechselnden Einsatz von keramischen Platten und Stäben, der den Rhythmus der Fassadengestaltung bestimmt, wird jede Form von Gleichmäßigkeit vermieden. Die auf diese Weise entstehende individuelle Genetik der Fassade steht damit in direktem Kontext zur Strukturalität, Farbigkeit, Materialität und Rhythmik des Regensburger Doms. Material und Farbigkeit der Keramik adaptieren die Charakteristika der Castra Regina, des römischen Legionslagers an der oberen Donau, der Keimzelle der Stadt Regensburg.

Die Museumsfassade ist im Norden erdgeschossig nach innen gezogen. Auf diese Weise wird der Zugang von der Donauseite architektonisch akzentuiert und der Innen mit dem Außenraum verwoben.

Nochmals zur Erinnerung: Das Haus der Bayerischen Geschichte ist für den Freistaat ein Ort der Selbstdarstellung

mit vielen ironischen Untertönen, für die Stadt Regensburg die Chance der bayerischen Selbstbehauptung und Selbsteinordnung. Mithin muss dieses Haus auch in seiner Erscheinung hochgradig öffentlich, besonders und durchaus auch ungewohnt sein. Deswegen darf das allzu offensichtliche Lesen der historischen Genetik zugunsten einer eher hintergründigen, sogar auch zweideutigen Architektursprache zurückstehen.

Es ist natürlich dennoch kein Zufall, dass der Blick aus dem Epilog der Ausstellung durch das Domfenster auf die wesentlichen Komponenten der Historie fällt und umgekehrt der Blick in das Museum durch eben dieses Domfenster bestückt mit zweideutigen Begriffen aus der Welt der Bayernklischees geleitet wird. Es soll jeder selber nach seinem eigenen Verständnis von Bayern leben. Aber bitte immer mit dem Bewusstsein des Gewesenen und für die Gemeinschaft zukünftig Erhebenden.

Zurück zum Verhältnis des Architekten zu den beiden Städten Regensburg und Frankfurt. Das Statement der Zeitschrift Bauwelt beschreibt unsere Haltung ziemlich präzise:

„In Regensburg ist ein Museum entstanden, das sich mit Leidenschaft und Selbstironie dem Werden und Wesen der Bayern widmet. Die Architektur des Gebäudes, das auch als Durchgangsraum zwischen Altstadt und Donau dienen soll, bleibt dagegen angenehm sachlich ...“
Vermutlich stimmt es aber schon, dass im Fall des Museums der Bayerischen Geschichte der Mix der Traditionen – der seit jeher selbstkritischen Hinterfrager aus Frankfurt und der uneingeschränkt selbstbejahenden Bayern – ein Glücksfall war. Dennoch: Im Geheimen beneiden wir Hessen ja die Bayern ob ihres kraftstrotzenden Selbstbewusstseins.



Das „Fenster zum Dom“ Foto: Frank Blümmler



Ein neuer Blick auf die alte Stadt Foto: Frank Blümmler